

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1885

299 (19.12.1885)

Die Franzosen auf Madagaskar.

Da in der französischen Deputirtenkammer soeben eine neue Kreditvorlage für Madagaskar zur Verhandlung steht — der Ausschuss hat in der gestrigen Sitzung seinen Bericht erstattet — so dürfte der nachstehende Ueberblick über die französischen Operationen gegen Madagaskar während der zweiten Jahreshälfte zeitgemäß erscheinen. Wir entnehmen denselben den „Militärischen Mittheilungen“ der „Post“.

Auf Madagaskar haben die Franzosen, nachdem mehrere Monate hindurch thätiglich Waffenruhe eingetreten war, in der zweiten Hälfte des Jahres den Versuch gemacht, ihre missliche Lage durch einen Angriff auf die inzwischen sehr verstärkte Verteidigungsstellung der Howas zu verbessern, doch ist dieser Versuch schlagend gescheitert. Admiral Mot, welcher die französischen Streitkräfte auf Madagaskar befehligt, hatte berichtet, daß ein längeres Beharren der auf wenige, vom Fieber heimgegriffenen Küstenplätze beschränkten Truppen in der Defensive für dieselben unträglich sei, und empfing darauf einige Verstärkungen. Im Laufe des Monats Juli gingen aus Frankreich sechs Kompagnien Marineinfanterie nach Madagaskar ab, wozu auch die auf der Insel Réunion stehenden sechs Kompagnien dieser Waffengattung geschickt wurden, die jedoch große Verluste gegen die etatsmäßige Stärke aufwiesen. Auf Madagaskar selbst standen vier Kompagnien Marineinfanterie, eine Strafkompagnie, ein schwaches Freiwilligen-Bataillon der Kreolen von Réunion und eine neu formirte Kompagnie Sakalaven. Das von Tonkin dorthin gebrachte Bataillon Marineinfanterie hatte durch die vorangegangenen Strapazen und Krankheiten derart gelitten, daß es fortgeschickt werden mußte; nur 20 Prozent seiner Mannschaft waren noch dienstfähig. Alles in allem hatte Admiral Mot für Operationen auf der Insel nur ungefähr 3000 Mann Landtruppen zur Verfügung und konnte deshalb nicht daran denken, einen Zug nach der feindlichen Hauptstadt zu unternehmen; sein Geschwader hielt den Südwesten und Nordosten der Insel eng blockirt und legte dadurch den Handel lahm, was den auf den Bezug auswärtiger Erzeugnisse nicht angewiesenen Howas keinen Abbruch that. Das Geschwader bestand aus dem Admiralschiffe „Kajabe“, der Kreuzerfregatte „Nielly“, den Kreuzern „Daudreuil“ und „Pimier“, den Aviso „Rabouddonais“ und „Bisson“, den Transportschiffen „Romanche“ und „Senda“, den Kanonenbooten „Scorpion“, „Capricorne“, „Ghacal“, „Bique“, „Tirailleur“ und „Redoute“ und den Transportschiffen „Corrèze“ und „Dordogne“ mit insgesamt 2200 Mann Besatzung und 90 Kanonen. Am 18. August versuchte Admiral Mot von Tamatave aus die in der Nähe dieses Ortes, bei Farafat, gelegene befestigte Stellung der Howas zu nehmen, doch schlug der Angriff fehl. Die Howas waren wachsam und bemerkten rechtzeitig die Abticht ihres Gegners, ihren rechten Flügel zu umgehen; ihre Werke waren zweckmäßig angelegt und stark besetzt, so daß die Franzosen nach kurzem Geschieße die Unmöglichkeit erkannten, mit den ihnen zu Gebote stehenden geringen Streitkräften dort einen Erfolg zu erzielen, und nach Tamatave zurückzuziehen. Es waren zu diesem Geschieße alle nach Abzug der unentbehrlichsten Besatzungen verfügbaren französischen Truppen, darunter die noch dienstfähige Mannschaft der erst einige Tage darauf die Peitourse antretenden Marineinfanterie und die Sakalavenkompagnie, welche sich gut geschlagen hat, zusammengezogen, auch nahmen Matrosen des Geschwaders daran Theil, so daß die Stärke der am Kampfe beteiligten Franzosen auf rund 2500 Mann geschätzt werden darf. Wenn trotzdem die Howas ihre Stellung behaupteten, so liefert dies den Beweis dafür, daß ihre Truppen inzwischen mit der europäischen Festweise schon sehr vertraut geworden sind und gute Führer besitzen. Bald darauf fand ein zweites, ebenfalls für die französischen Waffen ungünstiges Geschieße an der Nordwestküste von Madagaskar, gegenüber der Insel Nosy-Be, statt. Die dort im Lager von Antanarany stehenden Howas griffen in der Stärke von 2000 Mann einen von franzö-

fischer Marineinfanterie und Sakalaven besetzten Posten, angeblich unter der Führung eines Europäers, von mehreren Seiten gleichzeitig an und erklärten denselben, wobei die Angreifer wie die Verteidiger namhafte Verluste erlitten. Die Howas zogen sich bei der Annäherung französischer Verstärkungen nach ihrem stark besetzten Lager zurück. Dagegen gelang es den Franzosen, mit zwei Kanonenbooten („Tirailleur“ und „Redoute“) einige Tage darauf unbemerkt von Manjanga aus in den Begibata einzufahren und diesen ziemlich feichten Fluß bis nach Muruwah aufwärts zu gelangen, wo gegen 3000 Mann Howatruppen im Lager standen. Das feindliche Lager wurde beschossen, wobei namentlich die Hotahy-Revolvergeschütze der französischen Kanonenboote den Howas Verluste beigebracht haben sollen. Die Kriegslage ist unverändert. Soweit die französischen Schiffskanonen tragen, vermögen die Howas nicht Widerstand zu leisten, im Innern des Landes dagegen kann Frankreich keinen militärischen Erfolg gegen dieselben erreichen, so lange die Regierung nicht weit beträchtlichere Streitmittel als bisher dort zur Verwendung bringt.

Verschiedenes.

Bückeburg, 16. Dez. (Dr. Heinrich Kruse) antwortet auf die vielen Beweise freundlichen Gedankens zu seinem 70. Geburtstag mit folgendem Dankschreiben: „Allen denen, die mir an meinem gestrigen siebenzigsten Geburtstage ihre freundschaftliche Theilnahme bezeugt haben, namentlich auch den Unterzeichnern der Berliner Adresse und den verschiedenen Vereinen, kann ich für heute nur auf diesem Wege meinen herzlichsten Dank aussprechen. Mit dem Lobe, das uns bei solchen Gelegenheiten spendet wird, darf man es nicht zu genau nehmen; aber das Zeugnis, welches mir die Adresse erstellt, daß ich ein treuer Freund meiner Freunde war, nehme ich freudig an, und hoffe es auch ferner zu verdienen, so lange es mir noch vergönnt ist, das Licht der Sonne zu erblicken.“

Paris, 16. Dez. (Das Ende der Schülerbataillone) Neuilly, Poissy und einige andere Gemeinden der Umgegend von Paris haben ihre Schulbataillone abgekauft. Abgesehen davon, daß es zwischen den vom Kriegsministerium angestellten Bataillonsführern, welche die Schulbuben wie Soldaten behandeln wollten, und der Gemeindeverwaltung zu fortwährenden Reibereien kam, hatte man beobachtet, daß sich auch hier das Sprichwort bewahrheitete: „Wie die Alten tunen, so zwitschern die Jungen.“ Das junge Volk hat sich die bösesten Gewohnheiten zu eigen gemacht; während der Pausen wurden in den Kneipen Schnaps und Wein getrunken und Cigarren geraucht. Von ihren Lehrern, die sie als elende „Pefina“ (d. h. Bäckergeselle) behandelten, wollten sie sich nichts mehr sagen lassen und verweigerten ihnen offen den Gehorsam. Voraussetzlich werden die Schulbataillone überhaupt wieder abgekauft oder beschränkt werden. Alle verbliebenen Franzosen sind in Folge der schlimmen Erfahrungen darin einig, daß man die Kinder im Alter von 8 bis 14 Jahren zwar geistig und körperlich stärken muß, daß man sie aber nicht schon in diesen Jahren unter den Korporalstock bringen und in die Schnapskneipen schicken darf.

(Genscheden.) In Paso del Norte ist die Nachricht eingetroffen, daß Deutschland in zwölf Staaten im südlichen Theile der mexikanischen Republik große Vermögen anrichteten. In vielen Gegenden ist die Getreideernte vollständig vernichtet.

Literatur.

Zur Erinnerung an das Silberjubiläum der preussischen Armeeregimentation hat der in Kassel lebende Maler Karl Sellmer in der Verlagsbuchhandlung von Theodor Fischer in Kassel ein Album unter dem Titel: „König Wilhelm und sein Heer“ erscheinen lassen. Das Album besteht aus zwanzig durch Fichtendruck sehr gelungen vervielfältigten Zeichnungen in Folioformat, den Porträts Sr. Majestät des Kaisers, des Feldmarschalls von

Manteuffel, des Kriegsministers von Roon und preussischen Soldatentypen. Die Auffassung ist eine außerordentlich lebensvolle; die Bilder, welche verschiedene Truppentheile in Aktion vorführen, erinnern an die Muster Werner's und Wenzel's und zeichnen sich durch einen treffenden realistischen Zug aus. Die Originale befinden sich im Besitz Sr. Majestät des Kaisers, während auch die Widmung des künstlerisch vornehmen Werkes gekartet hat. In der eleganten Mappe, in welcher die Blätter vorliegen, erscheinen dieselben zu einem Weihnachtsgeschenke besonders geeignet.

Zwei neue Erscheinungen aus dem Verlag von H. W. Müller in Berlin sind es weith, daß sie insbesondere der Aufmerksamkeit derer empfohlen werden, welche um die Wahl eines literarischen Weihnachtsgeschenktes für junge Damen verlegen sind. So bietet die „Post“ unter dem Titel: „Von allen Zweigen“ eine mit Geschick und feiner Empfindung für das dichterisch Werthvolle und Bedeutende zusammengetragene Anthologie aus der modernen deutschen Dichtung; zahlreiche vortreffliche Illustrationen und der elegante Einband erhöhen den Werth dieses Buches als Festgeschenk. Nicht minder willkommen wird auf dem Weihnachtstische die Erzählung: „Drei Schwestern“, von Elsa b' Ferrer-Keeling gezeichnet werden. Die Erzählung der jungen englischen Schriftstellerin, die hier in klar und fließend geschriebener Uebersetzung vorliegt, hat in England Aufsehen erregt und der prächtige Humor, mit welchem die Bilder der „Drei Schwestern“ gezeichnet sind, sichert dem Buche wohl auch bei uns seinen Erfolg. Die „Whitehall Review“ ging in ihrem Lobe so weit, daß sie eine besondere hervorragende Schilderung in der Geschichte von den drei Schwestern mit den glänzendsten Vätern von Charles Dickens verleiht. Diese Anerkennung wird an Werth noch gewinnen, wenn man hinzusetzt, daß in dem Werke nichts enthalten ist, was den herrschenden englischen Vorurtheilen irgend schmeicheln könnte. Die englischen Kritiker haben die Geschichte von den drei Schwestern für einen Roman gehalten und die Kunst der Schilderung bewundert, durch welche im wirklichen Leben unwahrscheinliche oder gar unmögliche Vorgänge glaubhaft gemacht würden. Thatsächlich ist aber das Werk kein Roman, sondern eine getreue Schilderung wirklicher Ereignisse, in welcher der deutsche Leser durchaus nichts Unwahrscheinliches finden wird.

Von dem bei Tempel und S. Freytag (Prag und Leipzig) erscheinenden Sammelwerke: „Das Wissen der Gegenwart“, welches sich auf das Glückliche bei dem deutschen Republikanismus eingeführt hat, weil es Einzeldarstellungen aus dem Gesamtgebiete der Wissenschaft in anziehender und gemeinverständlich Form bringt, tragen die zuletzt erschienenen Bändchen die Zahlen 44, 45 und 46, so daß das „Wissen der Gegenwart“ schon eine recht hübsche und (da der Band nur eine Mark kostet) auch billige Volksbibliothek darstellt. Im 44. und 45. Bändchen behandelt Titus Gruber „die äußeren mechanischen Werkzeuge der Wirbelthiere“. Der Verfasser unternimmt einen Rundgang durch die „Rüstkammer der Thiere“, bei welchem der Leser ihn um so lieber begleiten wird, als die Darstellung sich durch das umfassende Wissen, das liebevolle Eingehen des Verfassers auf den Gegenstand und eine wohlthuende Wärme und Frische der Sprache auszeichnet. Ueberall begleiten instruktive Abbildungen die betreffenden Auseinandersetzungen. — Im 46. Band bringt Ernst Otto Hopp seine „Geschichte der Bergbauarten von Nordamerika“ zum Abschluß. Diese dritte Abtheilung beginnt mit dem Ausbruch des zwischen dem Norden und Süden dieser Staaten geführten Bürgerkrieges, also mit dem Jahre 1861, und erzählt die großen politischen Ereignisse der kulturgeschichtlichen Veränderungen, die sich bis auf die jüngste Gegenwart auf nordamerikanischem Boden vollzogen haben. Die Erörterungen des Verfassers über die politische Lage Nordamerikas im Allgemeinen, über die Befreiung der Sklaven, über die inneren Angelegenheiten sind interessante Spezialstudien, 40 Abbildungen, Landkarten, Porträts berühmter Feldherren und Präsidenten, landschaftliche Darstellungen, ein Spottbild auf Lincoln's (Macle Abe) Zaudern im Beginn des Krieges, werden die Freunde an dem gediegenen Buche erhöhen.

5) Allerheiligentag. Nachdruck verboten. Novelle von M. J. Rupp. (Fortsetzung.)

Anton und seine Frau überlegten zusammen, wie sie wohl das plötzliche Vorhandensein Gertrud's erklären sollten, und kamen darin überein, die volle Wahrheit an den Tag zu legen. Abgesehen davon, daß die Wahrheit, auch wenn ihre Durchführung oft schwere Ueberwindung kostet, immer zu endlichem Segen wird, und das Zurückhalten derselben, wenn auch scheinbaren Vortheil, doch oft späteren Fluch bringt, hielten sie den eingeschlagenen Weg auch vom Standpunkt der Klugheit für den besten. Sehr häufig findet es sich, daß die Vermuthungen der Menschen über das, was ihnen dunkel ist, eine viel größere Tragweite annehmen, als die Sache verdient, daß ihr Mißtrauen schwarzer sieht, als die Dinge in Wirklichkeit sich zeigen. Anton begab sich zum Pfarrer, theilte ihm die ganze Angelegenheit mit und bat ihn zugleich um seine Unterstützung zur raschen Adoption von Gertrud. Mit Theilnahme und Interesse hörte ihn der Pfarrer an und versicherte ihn seiner ganzen Bereitwilligkeit.

Was übrigens Anton im Stillen besorgte, trat leider bald ein. Nach jahrelangen Vergessen wurde das Schicksal der unglücklichen Anna noch einmal mit Eifer an's Licht gezogen und nicht immer milde besprochen, sondern oft hart verurtheilt. In großen Orten verdrängt ein Ereigniß bald das andere, in kleinen unterhält man sich länger damit. Daß man auch hier bald davon schwieg, war, wie oft in ähnlichen Fällen, das Verdienst Pfarrer Gerhard's. Die Predigt des kommenden Sonntags behandelte das Kapitel über die Ehebrecherin aus dem Evangelium Johannes, worin Christus die großen Worte spricht: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.“ An die Auslegung des Evangeliums anknüpfend, hob der Pfarrer hervor, wie viel alle Tage gesündigt werde im harten, lieblosen Urtheil über andere, wie die Menschen so gar geneigt seien, den Splitter im Auge des Nächsten zu sehen, ohne den Balken zu bemerken im eigenen Auge, und wie er dringend und herzlich bitten und ermahnen möchte, Einkehr zu halten im eigenen Herzen, in dessen Tiefe wir alle so manches entdecken könnten, was uns lehren sollte, Schonung und Nachsicht auszuüben an unseren Mitmenschen. Lediglich dem Nichtvorhandensein einer Gelegenheit verdanke es der Mensch oft, daß die schlimme Saat nicht zur Frucht werde.

Die Predigt hatte ihre gute Wirkung: es wurde still in Bergen und geschah, wie es in der Regel der Fall ist, daß, sobald sich eine Sache wieder verlaufen hat, auch der Gegenstand oder die Veranlassung des zeitweiligen Geredes sein Interesse für die Menschen verliert. Bald dachte niemand mehr darüber nach, daß die Enkelin des alten Försters die Adoptivtochter von Anton und Marie geworden war.

Nachdem sich Gertrud einige Wochen in der neuen Heimath befunden und ihr besser gewordenen Aussehen wahrnehmen ließ, daß sie sich ausgerehnt habe, kam sie in die Schule. Sie war vorerst ein gar stilles, ruhiges Kind, in dessen ganzem Wesen die trübe Vergangenheit sich ausdrückte. Ein fröhlicher Kindersonnenschein lag weder in ihrem Gesicht, noch sprach er sich in ihrem Thun und Treiben aus. Von ihrer Mutter sprach sie nur, wenn Anton oder Marie in ihrer guten innigen Weise fragten, auch dann war die Antwort kurz und schien fast mit Ueberwindung gegeben zu werden. Für alles zeigte sie sich dankbar und war stets bemüht, Vater und Mutter — so nannte sie nun Anton und seine Frau — dienlich zu sein. Mit aufrichtigem Schmerz sprach sich Marie oft gegen ihren Mann aus, daß es das Kind zur rechten Vertraulichkeit nicht bringen könne, während es doch sie beide schon so fest im Herzen hätten.

„Das ist bei uns auch was anderes, Marie,“ erwiderte Anton, „eue uns Gertrud persönlich lieb geworden, besaß sie schon unsere Zuneigung und unser Mitleid, weil sie Anna's Kind ist. Gertrud fühlt wohl instinktiv, wie gut wir es mit ihr meinen, aber die wirkliche Liebe zu uns kann erst die Zeit bringen.“

Bald sagte der alte Schulmeister, der ihre Mutter schon unterrichtet hatte, daß die Gertrud ein sehr begabtes Kind sei, daß in kurzer Zeit, trotzdem es noch nie in einer Schule war, alle seine Schulkinder übertreffen werde.

Berta's Erhard erbot sich, sie in Handarbeiten zu unterrichten, in denen sie schon gute Vorkenntnisse hatte und bei der freundlichen Lehrerin erlaunliche Fortschritte machte. Wie es kam, daß ein Kind, welches sich so wenig äußerte, rasch alle Herzen des kleinen Bergener Kreises gewonnen hatte, wußte sich niemand zu erklären, denn Schönheit, welche oft befißt, besaß die kleine Gertrud nicht. Sie war ein mageres, blaßes Kind mit etwas großem Munde, doch schönen Zähnen, die sich aber nur selten zeigten, denn sie lachte wenig, und jene, besonders bei Kindern, oft unmerklich klingende Lachen konnte sie gar nicht. Die

Augen waren schön, aber auch keine Kinderaugen, es war, als hätten dieselben schon bestanden, ehe die kleine Person selbst existirte. Was schon jetzt tadellos schön zu werden versprach waren ihre Hände. Das hatte niemand bemerkt, als die gute Pfarrerschwester Bertha, die eine Leidenschaft hatte für eine schöne Hand und leider gerade darin selbst zu kurz gekommen war, da die ibrigen, obwohl in der Form nicht unschön, doch im Winter von Frostbeulen und sogar im Sommer an einer nicht wegzubringenden Nöthe zu leiden hatten. Eine ganz besondere Vorliebe für das Kind legte Dr. Werner an den Tag, der sie als Arzt einigemal zu besuchen hatte.

„Sie wird einst ein schönes Mädchen werden,“ sagte er im Pfarrhaus, „und was noch mehr heißen will, an Geist und Gemüth gebildet. Das Kind zeigt schon jetzt einen so richtigen Takt und ein weit seinem Alter vorausgehendes Verständniß für alles, daß ich immer staunend von ihm scheide. Es ist ein sinniges Kind durch und durch, das in seiner rührenden Bescheidenheit allen Kindern als Muster dienen könnte.“

So hatte Gertrud nach jeder Richtung eine gute, vortreffliche Heimath gefunden, in der sie gedeihen konnte an Leib und Seele.

Droben im Schloß bei der Baronin v. Rotheneck ging es lebhaft zu. Ihr Bruder, Baron Bruno v. Waldenstein, verbrachte meistens seine Universitätsferien bei ihr, und diesmal war er nicht allein gekommen, sondern in Begleitung eines Freundes und einer jungen Cousine, welche letztere die Baronin für längeren Aufenthalt zu sich eingeladen hatte. Die beiden Gäste waren musikalisch und die Baronin hoch entzückt, sich des sehr entbehrten Vergnügens an der Musik einige Zeit wieder erfreuen zu können. Heute Abend waren der Pfarrer und der Doktor zum Thee gebeten, welche beide von Baron Bruno hoch geschätzt wurden und mit denen er während seines Aufenthalts bei der Schwefel immer viel verkehrte. Er war der Gelmann im wahren Sinne des Wortes, der den Menschen achtete nach dem, was er als Mensch war, nicht nach dessen Stellung in der Welt, der Gesellschaft. Von dieser werden ja die Besten oft ausgestoßen, weil sie dieselben ihrer Kreise nicht ebenbürtig erachtet. Glücklicherweise stehen aber die Ausgestoßenen oft so hoch über der sie ausschließenden Gesellschaft, daß eine Zurücksetzung von dort ihnen nur den Eindruck des Mitleids über solche Schwäche hinterläßt. (Fortsetzung folgt.)

